

# Quarz

Nadine Schneider

Vor dem Fenster ist es schwarz. Das Draußen ist nur der gespiegelte Lichtkegel der Schreibtischlampe, dahinter ein Gesicht, das nicht zu erkennen ist. Vielleicht ist der Himmel mittlerweile wolkenlos und voller Sterne. Vielleicht steht jemand auf der leeren Straße und starrt auf das Fenster, schaut herein. Man hätte nicht sehen können, ob dort jemand steht.

Am nächsten Morgen hat das Haus neue Schlieren. Das weißeste Haus in der Straße hat eine beschmutzte Fassade. Wer macht sich die Mühe, in der Wiese nebenan im nassen Dreck zu wühlen und so weit zu werfen, über den Zaun und den Vorgarten hinweg. „Das kann man streichen“, sagt mein Vater. Man brauche nur eine höhere Leiter, die fehle ohnehin, die müsse man besorgen. Dass so weit nur ein Mann werfen könne, meint meine Mutter. Mein Vater und ich zucken die Schultern.

\*

Es ist ein Dorf, in das wir gezogen sind, man muss es nicht anders bezeichnen. In dem Dorf haben die Leute Namen, die allen ein Nicken entlocken, wenn man sie erwähnt. Zu den Namen gehören Generationen und Häuser mit von der Zeit grau gewordenen Fassaden, bemoosten Jägerzäunen und Thujahecken, die so dick sind, dass sie die Zäune auf die Wege biegen. Es ist ein Dorf, in dem manche mit fast fünfzig Stundenkilometern durch die Spielstraße fahren, und jeder fürchtet sich um die Kinder, aber keiner sagt etwas. In dem Dorf waren lange Zeit viele Wiesen leer. Im hohen Unkraut standen Anzeigetafeln mit Telefonnummern von Baufirmen und die Kinder aus den Straßen nebenan kamen in die Neubausiedlung wie an einen Ort,

den sie noch nicht kannten. Sie kletterten auf die Stahlträger der Werbetafeln und die Erdhügel der ersten Baustellen. In den nahegelegenen Wald durften sie zum Klettern nicht gehen, so als wäre dort einmal etwas passiert.

Man baut auf quarzigem Boden hier. Das sagte mein Großvater, während er eine Handvoll Sand durch die Finger rieseln ließ, Sand, in dem etwas wachsen sollte, Zuckerschoten, Bohnen, Tomaten, Salat. Gemüse und Obst, an das Läuse und Schnecken, Frost und Hagel kommen sollten wie biblische Plagen. Auf dem ersten eigenen Grundstück in Deutschland wuchs nichts Vernünftiges. Vieles verdarb oder schmeckte schlecht, war ungenießbar, aber über Quarz wusste ich nur, dass man ihn in einem blassen, weiß durchsetzten Rosa als Kettenanhänger und Lampen kaufen konnte. Als meine Eltern mich mit in den Baumarkt nahmen, sah ich die Quarzlampen zum ersten Mal. Sie standen in einer Abteilung mit den gurgelnden Zimmerbrunnen, vor denen ich lange Zeit verbrachte, um zuzusehen, wie das immergleiche Wasser über winzige Mühlenräder plätscherte, vorbei an Bäumen und den beleuchteten Fenstern eines Hauses. Wenn meine Eltern mit ihren Einkäufen fertig waren, holten sie mich dort wieder ab.

Unser Garten war am Anfang ein Stück brache Erde, an dem die Leute nicht vorbeigingen, ohne auf das Hausgerippe zu starren. Sie starrten lange, bevor sie grüßten. Bis es einen Rasen gab, grub ich im Boden und sammelte Steine, die ein wenig zu glänzen begannen, wenn ich sie an der Kleidung rieb. Meine Eltern pflanzten kleine Thujahecken, und mein Großvater zog einen Jägerzaun. Meine Großmutter kaufte einen Gartenzwerg, der halb so groß war wie ich, und wenn wir an den ersten Sommertagen draußen saßen, im Schatten eines orange-weiß gestreiften Sonnenschirms, mein Großvater im Unterhemd, mit nassgeschwitzten Schläfen und Sand unter den Fingernägeln, dann stand der Gartenzwerg dabei, als würde er dazugehören.

Jetzt ist Herbst. Mein Großvater steht auf einer Malerleiter und erntet seine Trauben. Die Rebe kam vor über zwanzig Jahren nach Deutschland, dann wuchs sie in einem Schrebergarten und jetzt hier. Meine Großeltern haben eine Saftpresse, und von dem Traubensaft, den sie machen, zieht es einem die Kiefermuskeln zusammen. Die Schale der Beeren ist fast schwarz, innen sind sie hellgrün. Sie schmecken niemandem außer meinen Großeltern. Die Reben bekommen Mehltau und Läuse,

wie fast alles im Garten. Sie müssen abgedeckt werden im Frühjahr, weil es immer einen Morgen gibt, an dem noch einmal Raureif die Autos in der Straße überzieht wie eine Kuchenglasur. „Dieses Jahr machen wir Wein“, sagt mein Großvater jedes Jahr, sagt es Jahr um Jahr, aber aus den schwarzen Trauben wird kein Wein, im letzten Jahr nicht und bestimmt auch nicht in diesem. Ich schreibe in mein Tagebuch, dass die Trauben mehr Geschichte haben als wir.

\*

Es ist ein Dorf, in das wir gezogen sind, auch wenn es so tut, als wäre es ein Vorort. Es gibt einen Friedhof, und auf den Grabsteinen stehen dieselben Namen wie an den Briefkästen der Häuser. Es gibt ein Straßenfest, dessen Musik wir bis zu uns hören, es gibt die Sommer mit so viel Grillgeruch, dass man ständig Wasser im Mund hat. Wenn ich mit meinem ersten Fahrrad die Spielstraße auf und ab fuhr, so schnell, dass meine Füße die Pedale verloren und ich sie zur Seite strecken musste, spuckte ich auf den Boden, immer wieder, und wenn ich die nächste Runde drehte, war auf dem schwarzen Asphalt schon nichts mehr davon zu sehen.

Die Sommer hatten noch am ehesten etwas mit uns zu tun. Meine Großmutter trug eine geblünte Schürze und schabte mit einem Holzmesser das Fleisch einer Aubergine aus seiner Schale. Sie schnitt aber auch Pfirsiche in eine Sangria, und ich verstand nicht einmal, dass das zwei verschiedene Dinge waren, die Sangria, aus der ich nur die Früchte fischte, und die Auberginen, die auf dem Grill schwarz zusammenschrumpften. Es war für mich etwas anderes, aber etwas anderes von ein und derselben Sache. Wir bekamen ständig Besuch, ständig kam jemand und blieb lange. Meistens sah ich die Leute zum ersten Mal und merkte, sie hatten etwas mit uns zu tun, aber das kam aus einem Davor, das ich nicht fassen konnte. Und ich wollte auch nicht. Ich wollte den größten Quarz ausgraben und mir von dem Geld, das wir dafür bekämen, ein Pferd in den Garten stellen.

Jetzt ist Herbst. Im November, nach Halloween, liegt ein zerschlagenes Ei auf unserem Balkon, weil meine Eltern den Kindern die Tür nicht öffnen wollten. Die Schlieren an der Fassade sind noch da, sie werden bis zum nächsten Frühjahr

bleiben. Es kommt ein Herbstregen, der gegen die Hauswand schlägt. Er macht die Flecken blasser, man sieht sie kaum noch.

\*

Im Dorf schreien nachts die Katzen, wenn sie in den Straßen aufeinandertreffen. Ihre Schreie gellen durch die Stille, und man liegt mit Herzrasen im Bett. Am Anfang schliefen wir im Hausgerippe auf Matratzen, und mein Vater las mir abends etwas vor. Ich wusste, dass er nicht wirklich las. In ein und demselben Buch gab es immer eine andere Geschichte. Sobald er eine Pause machte, sagte ich: „Nicht schlafen“, und zupfte am Kragen seines T-Shirts. Meistens schlief er vor mir ein. In den Wänden um uns herum klafften die Durchgänge ohne Türen. Der Balkon war ein Vorsprung ohne Geländer. Ich wünschte mir, dass es so bliebe, dass die Türen, das Geländer immer fehlen würden. Im Dorf wechseln die Kinder wie selbstverständlich von Garten zu Garten, öffnen, ohne zu zögern, die Tore und drücken ein paar Sekunden zu lang auf die Klingelknöpfe. Am Anfang konnte ich mich nicht weit von unserem Haus entfernen, ich konnte nicht in fremden Gärten sitzen, ohne schon nach wenigen Minuten aufzustehen und zu gehen. Wenn man mich fragte, warum ich gehen würde, sagte ich nie die Wahrheit. Ich hatte Angst, dass niemand mehr dort wäre, wenn ich zur Baustelle zurückkäme.

Für jedes Zeugnis eine Münze. Zweimal im Jahr fuhr meine Großmutter mit dem Zeigefinger die Liste der Fächer entlang und bewegte dabei die Lippen. Ihr Portemonnaie lag auf dem Tisch. Ich wartete. Sie ging das Zeugnis mehrmals durch und reichte es dann weiter an meinen Großvater, der die Brille aufsetzte und laut las: „Englisch eins, Deutsch zwei.“ Er wiederholte es, und meine Großmutter reichte ihm den Geldbeutel. „Aber Deutsch ist doch deine Muttersprache“, sagte mein Großvater und zwinkerte. Mit der Münze in der Faust ging ich nach oben, ich spürte, wie sie in meiner geschlossenen Hand feucht wurde. In meinem Zimmer machte ich das Fenster auf, holte aus und streckte den Arm, ohne die Faust zu öffnen. Dann trat ich zurück. Ich ging ans Regal und steckte die Münze in den Schlitz der Spardose. Mit einem Klacken fiel sie auf die anderen.

Jetzt ist Herbst, und wie jeden Herbst kommt der Mann, den wir den Fahrer nennen. Seit Jahren kommt er mit einem VW-Bus, Wochen vorher weiß man, dass er bald da sein wird, und wir öffnen die Schränke, gehen in den Keller und sortieren aus. Die Kisten, die wir packen, nimmt er mit zu Menschen, deren Namen ich immer wieder vergesse. Ich sehe mir noch einmal die Sachen für den Fahrer an und will nicht geizig sein, während ich jede Puppe mustere, während ich der, die ich weggeben will, verschiedene Kleider anziehe, während ich über den Kopf eines Plüschhundes streiche, den ich seit Jahren nicht mehr in Händen hatte. Am Ende liegt der Hund auf einem Stapel Klamotten neben einer Barbie, und ich muss mich überwinden, den Karton zu schließen. Ich stelle ihn ins Treppenhaus und höre, wie unten der Fahrer mit meinen Großeltern über irgendetwas lacht.

\*

Im Dorf gibt es Gewitter, die über Stunden andauern. Den halben Tag lang wird der Himmel von den Rändern aus schwarz. Die Wolken ballen sich wie Stahlwolle, bis ein Wind kommt, der die noch jungen Bäume am Straßenrand zu Boden biegen will. Der Regen sieht aus wie ein Bienenschwarm, der ständig seine Richtung ändert. Es gibt mehr Autos als Häuser in der Siedlung, und wenn die Leute einen Motor hören, stehen sie bald darauf an den Fenstern und sehen ihren Nachbarn beim Einparken zu.

An einem Vormittag deutete mein Großvater in die Regentonne, und sein Finger folgte einem Umriss, der sich nahe am Grund träge hin und her bewegte. Wir vermuteten, es sei ein Frosch, doch mein Großvater fischte zwei Schwimmkäfer aus dem Wasser, einer davon halb so groß wie mein Handteller. In einem hellen Plastikeimer zogen sie für ein paar Tage langsam ihre Bahnen, verdrängten mit ihren flachen Beinen mühelos das Wasser, und mein Großvater sagte, er habe so etwas noch nie gesehen, jemand müsse sie in die Regentonne gesetzt haben. „Blödsinn, die wachsen da“, sagte meine Mutter, die sich schüttelte, als sie sich von den Tieren abwandte. Im Eimer wurden die Käfer blasser. Ich hatte den Eindruck, dass sie ihre Farbe an das Wasser um sie herum verloren. Es wurde trübe, und die Insekten wirkten mit jedem Tag konturloser, an den Rändern ausgefranst, und als einer

verschwand, obwohl wir den Eimer immer abgedeckt hielten, bat ich meinen Großvater, den verbleibenden Käfer in den Gully zu schütten.

Jetzt ist Herbst. Ich stehe wie jeden Abend vor der Wohnungstür meiner Großeltern, wie jeden Abend komme ich herunter, um ihnen eine Gute Nacht zu wünschen. Heute ist es ungewöhnlich still, der Fernseher ist aus, und ich drücke vorsichtig die Klinke herunter. Im Wohnzimmer ist es dunkel, das einzige Licht kommt vom Feuer im Kachelofen. Ich stehe im Flur und gehe lange nicht hinein zu ihnen, irgendwann frage ich mich, ob sie überhaupt da sind. Als ich schließlich eintrete, ruft meine Großmutter: „Jessas“, wir erschrecken uns beide, und sie legt sich eine Hand auf die Brust. Auf dem Tisch sehe ich die Rummikub-Steine, daneben das Telefon und die Dokumente zur Urnenüberführung, die meine Mutter in der Arbeit ausgedruckt hat. „Wer hat gewonnen?“, frage ich und setze mich zwischen meine Großeltern auf das Sofa. „Wir haben nicht zu Ende gespielt“, sagt meine Großmutter, und danach wird es still, bis auf die Scheite, die in der Hitze des Kachelofens bersten.

\*

Es ist ein Dorf, in das wir gezogen sind, man muss ihm keinen anderen Namen geben. Es gibt Türen, die nie abgeschlossen werden, und eine Kirchweih in der Hauptstraße, die niemand entlangläuft, den man nicht kennt. An einem Tag in der Kirchweihwoche tanzen Paare in Tracht mitten auf der gesperrten Fahrbahn, jemand spielt Akkordeon dazu, die Umstehenden klatschen im Takt. Wenn sich die Tanzenden unterhaken und im Kreis drehen, schauen sie nirgendwohin. Ihre Blicke gehen durch alles hindurch, so als würden sie an etwas anderes denken als den Tanz. Im Winter holte mich meine Großmutter oft mit einem Schlitten von der Schule ab. Sie zog mich die ganze Strecke bis nach Hause, während die Kinder, die denselben Heimweg hatten wie ich, vor uns allmählich kleiner wurden. Es gibt Weizen- und Maisfelder um das Dorf, es gibt den Geruch von Dung, wenn der Wind aus einer bestimmten Richtung weht. Es gibt Maikäfer, die in Scharen kommen, die in der Dämmerung die Luft mit einem Summen erfüllen, das lauter ist als das der nahegelegenen Autobahn.

Einmal verirrte sich ein Rehkitz in unseren Garten. Es hatte weiße Flecken auf dem Rücken, und mein Vater wollte es fangen. Es sprang mit seinen dünnen Beinen über den Rasen, war den Thujahecken in die Falle gegangen. Es sprang zwischen Gartenhäuschen, Pergola und meinem Vater herum, und dann schrie es plötzlich, es schrie wie ein kleines Kind, und wir traten alle zurück. Meine Mutter sagte: „Lass“, wir drückten uns an die Hauswand und schauten dem schreienden Reh zu, das wie eine Fliege in einem Zimmer den Ausweg nicht fand. Meine Mutter sagte: „Gott, ist das Viech blöd“, und klang verzweifelt. Das Schreien wurde unerträglich, aber schließlich machte meine Großmutter den richtigen Schritt. Das Kitz schaute sie an, fuhr zusammen und raste davon, übersprang die niedrigen Hecken zur Wiese hin, von wo es gekommen war.

Jetzt ist Herbst. Meine Großeltern packen Kisten aus mit Makramee, mit Porzellanfiguren und sagen: „Was machen wir mit dem ganzen Zeug?“, und: „Da, das wolltest du doch immer.“ Ich schaue auf das gestickte Bild einer Romni, von dem meine Urgroßmutter, seit ich mich erinnern kann, sagte, ich würde es bekommen, wenn sie stirbt.

Meine Urgroßmutter wird in unserem Dorf beerdigt. Meine Mutter sagt: „Warum, was soll sie hier, sie hat doch niemanden hier gekannt?“ Ich schreibe in mein Tagebuch, dass meine Urgroßmutter ohnehin schon seit Jahren niemanden mehr gekannt hat. Später gehe ich auf den Friedhof. Mit meinem Freund stehe ich vor dem kleinen Hügel frisch aufgeworfener Erde, dem Urnengrab meiner Urgroßmutter, das ein Familiengrab werden soll. Es ist mitten in der Nacht, und weil es ein Dorf ist, wo wir wohnen, ist der Friedhof auch jetzt geöffnet. Man kann besoffen auf den Friedhof gehen. Mein Freund beugt sich im Mondlicht über eine der Trauerschleifen und fragt: „Was ist das für eine Sprache?“

\*

Es ist ein Dorf, in das wir gezogen sind. Es gibt einen katholischen Pfarrer, der plötzlich bei einem im Wohnzimmer sitzt, wenn man aus der Kirche austritt. Es gibt Tage, an denen die Nachbarn ihren entwischten Kaninchen hinterherlaufen. Sobald sie die Hände nach den Tieren ausstrecken, machen die Kaninchen einen Satz und

bleiben dann wieder sitzen. Wenn ein Auto zu hören ist, scheuchen sie sie von der Fahrbahn. Es gibt Gardinen vor allen Fenstern und Leute, die klingeln, um nachzufragen, wenn man den Jägerzaun durch einen Edelstahlzaun ersetzt. Ob das sehr teuer gewesen sei und welche Firma man beauftragt habe. Leute, die mit den Fingerspitzen den Zaun entlangfahren und dann erst grüßen.

Als wir den Brunnen bohrten, gab es noch einmal Quarz in unserem Garten. Der Rasen hatte ihn überwachsen, aber nachdem mein Vater und mein Großvater schubkarrenweise Erdreich aus einem schmalen Loch befördert hatten, hielt mein Großvater einen gelblich glänzenden Stein zwischen Daumen und Zeigefinger, wischte sich mit dem Arm die Stirn und sagte: „Schau dir das an.“ Meine Großmutter hielt die Brunnenbohrung in einem handschriftlichen Dokument fest. Den Zeitraum der Bohrung, die Tiefe, die Namen meines Vaters und Großvaters. Mein Vater ließ das Wasser testen, und es war gutes Trinkwasser, von dem wir nur ein Mal kosteten.

Jetzt ist Herbst. In der Nacht hat wieder jemand Dreck geworfen, das Haus hat über der Tür zwei schmierige Augen. Meine Eltern rätseln, wer es gewesen sein könnte, und ich schweige dazu. Kurz vor dem ersten Schnee verschwindet unsere Home-Sweet-Home-Fußmatte, und meine Großmutter findet sie in der Wiese neben dem Haus wieder. Ich schreibe in mein Tagebuch, dass das kein Diebstahl sei, wenn man etwas nur in die nahegelegene Wiese wirft. Und dass die Fußmatte ohnehin peinlich ist.

Es ist fast schon Winter, als mein Vater morgens ins Auto steigen will und sieht, dass jemand mit einem spitzen Gegenstand an den Wagentüren entlanggegangen ist. Ein langer weißer Strich im Lack, nicht ganz gerade und mit einer Einkerbung am Anfang und am Ende. Meine Eltern sind gut versichert. Zwei Türen werden lackiert, und das Auto sieht aus wie neu. Und im Frühjahr kann man die Fassade streichen. Dass das dieser und jener gewesen sein könnte, sagt meine Mutter. Dass das mit einem Schlüssel gemacht worden sei oder mit einem Taschenmesser. Mein Vater und ich zucken die Schultern. In mein Tagebuch schreibe ich, dass ich weiß, wer es war. Dass ich ihn seit dem Friedhof nicht mehr gesehen habe und dass er mir deshalb böse sein muss.



Der erste Schnee fällt in die Straße. Fällt auf die Mütze des Gartenzwergs und die kahlen Reben. Das erste Geräusch am Morgen ist das der Schneeschaufeln, die über die Gehwege kratzen, und das kurze Klacken, wenn sie an den Pflasterfugen hängen bleiben. Es gibt den ersten Wein von den schwarzen Trauben, er schmeckt wie vergorener Saft, und man bekommt schnell Kopfschmerzen davon. Kurz vor Weihnachten stelle ich eine Kerze auf das Grab meiner Urgroßmutter und denke an das, was meine Mutter gesagt hat. Nur deshalb schiebe ich mit dem Ärmel Schnee von der Bank vor der Grabreihe und setze mich. Setze mich für eine Weile und schaue der Kerze beim Brennen zu.